

Literarischer Adventskalender, Türchen 17

Make-up

Bevor sich Simone aus ihrer Wohnung auf die gegenüberliegende Seite der Stadt in ihr kleines Büro mit der Notfallhotline aufmachte, musste sie sich – ein wenig ausgiebiger, als das andere Frauen taten – schminken. Es ging nicht darum, aufzufallen oder dass ihr Männer hinterherschauen. Sie machte das, um sich zu wappnen. Das tat sie auch während der langen U-Bahn-Fahrt, die glücklicherweise oberirdisch verlief, über den vielen Häusern und Straßen. Sie mochte ihren Beruf, es gefiel ihr, professionell zu helfen. Doch der Ansturm der letzten Monate war gewaltig, und manchmal erschien ihr das Telefon wie ein direkter Draht in die Hölle.

Simone sah aus dem Fenster. Der wetterwendische Himmel vermischte sich mit den Regenschlieren, die an den Scheiben entlangliefen. Ein depressiver Regen fiel auf die Stadt; keiner, der zeigen will, was er draufhat. Dazwischen Stationen, Menschen, die zu- und ausstiegen, die automatischen Ansagen – und ihre Gedanken, die von den Schienen abzweigten, durchs Grau hindurch und die abstürzten, weil sie den Halt verloren, irgendwo neben den Gleisen.

Simone wartete, bis die Türen zur Seite glitten, und lief an zwei Straßenbettlern vorbei, denen sie aus alter Gewohnheit bei der kleinen Backkette in der Unterführung zwei Kaffees ausgab. Sie bedankten sich, und auch das gehörte zum Ritual.

Simone betrat das große Gebäude, in dem die Telefonseelsorge im obersten der sechs Stockwerke lag. Heute bin ich selbst dran, dachte sie, zum ersten Mal wieder an der Strippe! Es gab keinen Aufzug, und auch das mochte sie. Treppe für Treppe nach oben gehen, den eigenen Atem hören, sich nicht überfordern, aber vorankommen.

Simone drückte die Klinke des Etagenbüros mit gemischten Gefühlen. Wie immer war sie nicht alleine. Vom Flur, den sie entlanglief, zweigten Zimmer ab, Veronika, Moni, die leise grüßten, Ehrenamtliche, die sie selbst ausgebildet hatte, darunter Rentner, sogar Studenten. Sie war nicht erst seit gestern dabei. Sie machte den Job seit ziemlich genau acht Jahren.

Simone schloss die Tür des winzigen Zimmers hinter sich, streifte sich das Headset über und drückte mit der Maus auf den Knopf am Bildschirm. Zwanzig Sekunden später wurde der erste Anrufer zu ihr durchgestellt.

Genauer gesagt, eine Anruferin.

„Hallo ...?“

„Ja, hallo, Sie sprechen mit der Telefonseelsorge.“ Simone war froh über ihre Stimme. Sie klang souverän und aufnahmefähig.

„Wollen Sie ...?“ Jetzt doch ein Räuspern. „Mögen Sie mir erzählen, weshalb Sie anrufen?“

Die Fremde stellte sich vor. „Ich weiß nicht, ob ich hier richtig bin.“ So begannen viele der Gespräche. Doch etwas war heute anders: Auch Simone wusste nicht, ob sie hier richtig war. In diesem Gebäude. Am Telefon.

Sie riss sich zusammen. „Reden Sie einfach drauflos! Das ist oft am einfachsten.“

Die fremde Frau seufzte, und dann erzählte sie. – Simone musste sich unerhört konzentrieren. Sie hatte kein Bild von ihr, das sich

sonst wie von selbst einstellte. Manchmal sah Simone sogar, welche Kleidung die Anrufer trugen (obwohl diese Anrufe stets ohne Bild stattfanden). Was ist bitte heute los? Sie war doch Profi. Sie war geschminkt. Sie hatte einen klaren Auftrag.

Die fremde Frau stockte. „Hören Sie mich? Verstehen Sie, was ich sage?“

Simone räusperte sich zum zweiten Mal. „Ja, ja, ich höre, ich höre Ihnen ja zu ...“ Und dann leise: „Ich kann nicht ... Ich schaff das nicht.“

Simone fasste sich an den Kopf. Kurz war sie verlangt, das Telefonat zu einer Kollegin durchzustellen. Was für eine Blamage! Was für eine Verantwortungslosigkeit!

Die Frau am anderen Ende der Leitung stutzte. Sie hörten sich gegenseitig beim Atmen zu. Dann, nach einer längeren Pause, sagte die fremde Frau: „Worum geht’s denn?“

„Ach, schon gut! Sie rufen ja an. Ich ... Meine Sorgen sind ... lächerlich. Es geht mir ... gut.“

Die Frau hatte eine klare Stimme. „Das tut es offensichtlich nicht.“ Simone streifte ihre Schuhe von den Füßen und legte den Kopf auf die Tischplatte. „Ich wollte Kinder“, sagte sie tonlos. „Ich wollte so unbedingt Kinder.“ Sie schluckte, zog schnell die Nase hoch. „Es tut mir leid ... Ich habe absolut nicht ... das Recht ...“

Die Frau unterbrach sie. „Doch! Haben Sie.“ Wieder diese unendlich klare Stimme. „Wissen Sie, dass Sie einer Freundin von mir geholfen haben? Jetzt helfe ich Ihnen.“

Simone spürte, wie die Tränen aus ihren Augen kippten. Sie liefen die Wangen hinab, verschmierten das Make-up und fielen auf die grobe Tischplatte. Dieser Geruch von Holz.

„Ach, da ist nichts ... das ist doch nichts. Alex, mein Freund ... Das ist kein Schicksalsschlag. Das ist einfach Pech.“

„Oh nein“, antwortete die Frau. „Das ist es sicher nicht! Wollen Sie darüber sprechen?“

Simone wollte nicht. Sie verbot es sich. Doch sie sah jetzt die Frau vor sich. Was sie anhatte. Wie sie roch. Sie erzählte von der Geburtsklinik. Den Versuchen, diesen nicht enden wollenden Versuchen. Vom Sex, der mechanisch wurde. Ein Zeitpunkt-Miteinander-Schlafen. Ein Uhr-danach-stellen. Ein Pflichtprogramm. Sie berichtete von den zahllosen Diagnosen. Von abgestoßenen Eiern. Von Spermien, die zu langsam waren. Die fremde Frau hörte zu. Irgendwann sagte sie: „Wenn es irgendwie geht, lassen Sie sich nicht Ihr Leben klauen. Von diesem Typen nicht. Nicht einmal von Ihren Wünschen!“

Simone schluchzte, schniefte. „Wie meinen Sie das?“

„Naja, Sie sagten doch, Sie wollen Kinder.“

„Das will ich immer noch!“

„Das dürfen Sie auch. Doch wenn Sie davon Ihr Leben abhängig machen, wird es – nun ja – kein gutes. So“, sagte die Frau, „ich muss jetzt auflegen. Ich danke Ihnen. Es geht mir besser.“

Die Frau drückte sich aus der Leitung. Simone sah auf den Bildschirm. Der Button flackerte. Besetzt. Sie hatte nicht die Kraft, ebenfalls aufzulegen.

Dann – es konnten fünf oder fünfundzwanzig Minuten vergangen sein – wischte sie sich doch übers Gesicht und nahm den nächsten Anruf entgegen.

Bis zum Feierabend hatte sie mit sieben Menschen gesprochen. Sieben unterschiedliche Schicksale. Keines wie ihres. Keines schlimmer oder weniger schlimm. Alle nur völlig anders.

In der U-Bahn fielen ihr – zum ersten Mal seit Jahren, wie sie dachte – die vielen Menschen auf. Kinder waren darunter und

Alkoholiker, Frauen mit griesgrämiger Miene und überaus gut gekleidete, auch Bürohengste und solche, die nicht viel auf ihr Äußeres gaben.

Einer von denen gefiel ihr. Sie mochte die Form seines Gesichts. Er sah aus dem Fenster.

Das Leben, dachte sie, bietet so viele Möglichkeiten. Ich werde euch alle zu mir holen. Euch andere werde ich beerdigen. In mir. An einem Ort, wo es gut ist und wo man gerne hingeht.